

Liebe Absolventinnen und Absolventen,

Ich freue mich sehr, den heutigen Tag mit Ihnen teilen zu dürfen. Sie haben in den letzten Jahren wahrscheinlich oft gekämpft, vielleicht auch manchmal gezittert. Als Sie sich in der Assessmentphase durch Berge von Lernkärtchen durchgearbeitet haben, haben Sie sich vermutlich gelegentlich gefragt, warum Sie sich das antun. Ich hoffe aber, dass das im Lauf der Jahre besser geworden ist und dass Sie nun zumindest ohne Groll auf die Studienzeit zurückblicken. Wie dem auch sei, Sie können stolz und glücklich darüber sein, dass Sie den Berg nun bezwungen haben, und ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zu Ihrem Erfolg. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch den Eltern, Familienmitgliedern, Freundinnen und Freunden danken, die sich als Bergführer betätigt haben und Sie tatkräftig auf Ihrer Reise unterstützt haben. Auch Ihnen meinen ganz herzlichen Glückwunsch.

Es würde manches dafürsprechen, an dieser Stelle einfach abzubrechen, damit Sie möglichst schnell auf Ihre persönliche Art Ihren Erfolg feiern können. In meinem Vertrag mit dem Dekanat steht nun aber dummerweise, dass diese Rede mehr als zwei Minuten dauern soll. Das ist insofern ungünstig, als ich kein besonders geübter Festredner bin. Meine einschlägigen Erfahrungen beschränken sich auf Familienfeste – überwiegend Geburtstage von älteren Damen – möglicherweise nicht ganz die ideale Vorbereitung für den heutigen Tag.

So habe ich mich also erst einmal gefragt, wer Sie eigentlich sind. Vordergründig sind Sie alle in einer ähnlichen Situation --- Sie haben es ein paar Jahre an dieser Universität ausgehalten; das Abschlusszeugnis haben Sie bereits in der Tasche. Bei genauerem Hinsehen würde man wahrscheinlich aber grosse Unterschiede entdecken. Manche von Ihnen haben vielleicht beschlossen, ein Zwischenjahr einzulegen, um erst mal wieder den Kopf frei zu bekommen. Viele stecken bereits im Masterstudium und sind in Gedanken schon wieder bei den nächsten Prüfungen. Wieder andere haben vielleicht den Teilzeitjob aus dem Studium schon in eine Vollzeitstelle umgewandelt. Egal wie weit Sie schon wieder auf dem neuen Weg sind: Wahrscheinlich fragen Sie sich immer wieder, wie es wohl weitergehen wird.

Natürlich habe ich keine Antwort auf diese Frage: Ich habe nicht die geringste Ahnung, was Ihnen auf dem Weg von der Promotionsfeier zur Pensionierung so alles passieren wird; schliesslich sind wir Ökonomen ja nicht für die Qualität unserer Prognosen bekannt. Deshalb ist mir nichts Besseres eingefallen, als Ihnen ein paar Minuten über meine eigenen Erlebnisse auf diesem Weg zu berichten. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass Sie jetzt ein grosses Spektakel erwarten, muss ich die Erwartungen dämpfen. Ich habe weder ein Unternehmen gegründet, noch in einer Elektropop-Band mitgespielt. Ich bin einfach nur Professor für Volkswirtschaftslehre und im Nebenamt Bundesbürokrat in Bern. Vielleicht hoffen Sie jetzt wenigstens, dass ein Redner mit so vielen grauen Haaren einen Katalog von Lebensweisheiten parat hat, mit denen Sie locker und leicht über die

nächsten Jahrzehnte kommen. Auch in dieser Hinsicht muss ich Sie leider enttäuschen: Ich bin zwar der dienst-älteste nicht-österreichische Professor am Institut für Volkswirtschaftslehre, aber ich fürchte, mit der Weisheit hält es sich dennoch in Grenzen. Wenn ich Ihnen jetzt von meinen Irrungen und Wirrungen erzähle, dann sicher also nicht deswegen, weil ich den Weg zur Nachahmung empfehle. Ich möchte ihn aber auch nicht unbedingt als abschreckendes Beispiel präsentieren. Eigentlich geht es mir nur darum, Sie anzuregen, möglichst viele ältere Menschen in Ihrer Umgebung zu fragen, wie sie sich so durch das Leben wurschteln. Vielleicht kann man ja doch ein bisschen daraus lernen, egal wie weit weg die Details von dem entfernt sind, was in Ihrem Leben wahrscheinlich passiert.

Bei der Ausgrabung meiner Vergangenheit fange ich deutlich vor meiner Promotionsfeier an, nämlich an dem Tag, als meine Kindheit endete. Dies war, wenn ich mich recht entsinne, der 30.12.1973. Wie anscheinend in vielen Familien, förderte die Feiertagsstimmung bei uns zuhause regelmässig die Grübelei. Im fraglichen Jahr taten der Yom-Kippur-Krieg im Nahen Osten und die darauffolgende erste Ölkrise ein Übriges. Mein mit unendlichem Gespür für kindliche Bedürfnisse gesegneter Vater erklärte mir auf einem Spaziergang die Grenzen des Wachstums und klärte mich über die (weitgehend fehlende) Zukunft der Menschheit auf. Ich habe ihm keineswegs immer alles abgekauft, was er mir anbieten wollte, aber in diesem Fall hat er mich überzeugt. Fortan bemühte ich mich mit den bescheidenen Mitteln eines Elfjährigen, mein persönliches Weltrettungsprojekt zu starten. Zum Leidwesen meiner Mutter deklarierte ich 12 Grad Zimmertemperatur im Winter als zumutbar -- mit Kuschedecken und Norwegerpullis liess sich das sogar aushalten. Meine Mitmenschen wurden in endlose Diskussionen über die Sinnhaftigkeit des Autofahrens verwickelt. Abgesehen davon, dass meine Schwester bis heute keinen Führerschein hat, war meine Aussenwirkung aber minimal; sonderlich ansteckend waren meine Vorstellungen vom richtigen Leben wohl nicht.

Immerhin aber hatte ich über viele Jahre so etwas wie einen Kompass – eine ziemlich klare Idee davon, was richtig und falsch ist. Vielleicht denken Sie jetzt, dass so viel Klarheit auch hilfreich ist bei der Studien- und Berufswahl. Aber weit gefehlt – irgendwie hatte ich nicht die geringste Idee, welches Fach meinen Fähigkeiten und Neigungen entsprach. So flüchtete ich mich erstmal in den Zivildienst – die 16 Monate auf der Altenpflegestation waren definitiv nicht die schlechteste Zeit in meinem Leben. Unverhofft bekam ich sogar Hilfe bei der Berufswahl. Im Gegensatz zu mir hatten die meisten meiner Kolleginnen „lebenslänglich“ auf der Pflegestation, was sie nicht sonderlich zu begeistern schien. Für den 18-jährigen Beobachter wirkte es so, als würden sie eine wichtige Arbeit ohne grosse Freude ausüben.

Solchermassen gewarnt, beschloss ich die Frage der Wichtigkeit einer Aufgabe bei der Wahl des Berufs erst einmal der Freude daran unterzuordnen. Das hätte logischerweise dazu führen müssen, eine Karriere als Fussballprofi zu verfolgen – die Leidenschaft dafür hätte ich gehabt. Den Gedanken daran habe ich jedoch schnell verworfen – immerhin war ich realistisch genug zu verstehen, dass mein Talent nicht einmal für den deutschen Rumpelfussball der achtziger Jahre reichen würde. Das nächst Beste, was mir in den Sinn

kam, war dann ein Mathematikstudium. Nicht gerade sehr naheliegend für einen verhinderten Fussballer, ich weiss. Auch nicht offensichtlich erste Wahl für die Rettung der Welt. Immerhin hatte ich tatsächlich Freude am Studium, und es reichte für ein Diplom (mit Nebenfach Volkswirtschaft). Dank eines begeisternden Topologie-Professors bildete ich mir lange sogar ein, dass ich in reiner Mathematik promovieren könnte.

Kurz bevor es mit diesem Vorhaben ernst wurde, schlichen sich dann doch gewisse Zweifel ein. Schliesslich half mir eine schicksalhafte Begegnung bei der Entscheidung. Ich stand mit meinem Velo an einer Ampel in Heidelberg, als plötzlich der Fahrer eines VW-Polos das Fenster herunterkurbelte und fragte: „Herr Schmutzler, was haben Sie nach dem Diplom vor?“ Malte Faber, mein Umweltökonomik-Professor, hatte mir so das Denken abgenommen, und ich antwortete überzeugt „in VWL promovieren“. Damit war ich eingestellt. Auch wenn ich längst dem Teenageralter enteilt war, funktionierte mein Kompass aus dieser Zeit immer noch ganz gut. Ich hatte starke Meinungen und wusste, was ich wollte: Den Wirtschaftswissenschaftlern zeigen, wo es langgeht. Ich hatte im Nebenfach ein bisschen Mikro und Makro gehört, und fand das alles nicht so toll – das können Sie sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, weil es bei Ihnen ganz anders war. Darum war ich hoch erfreut über mein neues Umfeld: Ein interdisziplinärer Lehrstuhl, an dem sich Physiker, Mathematiker, Philosophen und ein paar wenige Ökonomen tummelten. Über das Umweltproblem wurde grundsätzlich und aus allen erdenklichen Perspektiven nachgedacht: Ökonomische Zusammenhänge, Naturwissenschaften, Politik, Juristerei. Ich lernte viel, diskutierte mit, fand es manchmal inspirierend, manchmal überfordernd. Wieder einmal schien es mir, als könnte etwas zu gross für mich sein. Während meiner Dissertation hatte ich schmerzhaft erfahren müssen, dass die meisten meiner vermeintlich hoch originellen Ideen nicht so neu waren, wie ich gedacht hatte. Ich begann zur Kenntnis zu nehmen, dass sich Mainstream-Ökonomen doch schon deutlich mehr Gedanken über die Welt gemacht hatten, als ich Ihnen zugetraut hatte. So wollte ich etwas mehr darüber erfahren.

Ein Jahr als Post-Doc in Stanford bot die perfekte Gelegenheit. Zunächst musste ich allerdings mit dem Kulturschock fertig werden. Nicht nur hatte ich mich im Silicon Valley der frühen neunziger Jahre an Innovationen wie Internet, E-Mail und Apple Computer zu gewöhnen. Schlimmer noch, ich musste feststellen, dass die dortigen Doktoranden zwar wesentlich jünger waren als ich, dafür aber ganz anders ausgebildet. Statt über alles gleichzeitig nachzudenken, arbeiteten sie an wohldefinierten, klar umrissenen Projekten. Ich fing an unruhig zu werden. Mich beschlich der Verdacht, dass ich mich anpassen musste, wenn ich akademisch überleben wollte. Als Quereinsteiger in einer fremden Welt versuchte ich mich irgendwie inspirieren zu lassen, fand Koautorinnen und Koautoren und beschäftigte mich auf einmal mit ganz anderen Dingen als zuvor. Umweltfragen spielten noch eine Rolle, aber auch andere Themen faszinierten mich. Die dortigen Ökonomen äusserten sich zum Transformationsprozess in Osteuropa, versuchten das Innenleben von Firmen zu verstehen und erklärten uns, warum die japanische Wirtschaft so wunderbar funktionierte – über China redete noch fast niemand. Von den vielen Ideen inspiriert, begann für mich eine neue Phase, in der ich mich von Projekt zu Projekt hangelte. Es ist im Nachhinein nicht immer klar, was mich bei der Themenauswahl motivierte. Ich wusste, dass ich Professor werden wollte, also

erfolgreich sein musste. Also suchte ich nach Gelegenheiten. Nach Koautoren, nach Themen, die aktuell schienen. Vielleicht war ich von Opportunismus getrieben, vielleicht von Neugier, vielleicht einfach von Nervosität.

Wie auch immer, zurück in Heidelberg, fühlte ich mich nun mehr als der Mainstream-Ökonom, der „Neoklassiker“ in der Gruppe von „Heterodoxen“, wie man es wohl heute nennen würde (auch wenn mir diese Schublade nicht so ganz geheuer sind). Irgendwann hatte ich dann das Glück, dass die UZH eine Professur für „Industrieökonomik, Verkehrspolitik und Umweltökonomik“ ausschrieb. Es war eine ungewöhnliche Kombination von Fächern, die da gesucht wurde. Mir sollte es recht sein: Immerhin entsprach sie ziemlich genau meinem seltsamen Portfolio von Forschungsinteressen. Für einmal kam es mir zugute, dass ich im Leben etwas verschlungene Wege gegangen bin.

Damals, vor über zwanzig Jahren, als ich an der UZH anfang, habe ich eine Weile geglaubt, dass ich angekommen bin. Teilweise hat das gestimmt. Die Frage der beruflichen Sicherheit war jedenfalls geklärt. Nicht völlig zurückgekehrt ist dagegen die Gewissheit aus Kindertagen darüber, was richtig und falsch ist. Je mehr ich mich mit ökonomischen Fragen beschäftige, desto weniger einfache Wahrheiten kann ich sehen. Ich bin zwar überzeugt davon, dass die Wirtschaftswissenschaften uns helfen können, die Welt besser zu verstehen und manchen groben Fehler zu vermeiden. Aber leider müssen wir, wenn wir genau hinschauen und dann ehrlich sind, sehr oft „Es kommt darauf an“ sagen – von einem Kompass würde man sich mehr Klarheit erhoffen. Ich habe mich allerdings im Lauf der Jahre zu der Einsicht durchgerungen, dass genau diese Unbestimmtheit die Stärke unseres Faches sein könnte, wenn wir sie ernst nehmen. In einer Welt, in der man in der Regel nur Gehör findet, wenn man so tut, als wäre man sich seiner Sache ganz sicher, könnte der «two-handed economist» eigentlich eine sinnvolle Rolle spielen: «On the one hand, on the other hand» lässt sich etwas weniger gut herausbrüllen als vieles andere, was so gebrüllt wird. Aber das heisst ja nicht, dass es nicht wahr ist.

Sollten Sie also verwirrt aus Ihrem Studium herausgekommen sein, als Sie hineingegangen sind, machen Sie sich keine Sorgen: Möglicherweise gibt es gute Gründe dafür. Andre geht es ähnlich. Für mich jedenfalls geht die Suche weiter; und ich rechne nicht damit, dass sich das ändert; vielleicht will ich es auch gar nicht. Ich weiss nicht, ob Sie selbst schon längst gefunden haben, wonach Sie gesucht haben – beruflich und inhaltlich. In diesem Fall beneide ich Sie ein kleines bisschen. Aber auch nicht zu fest. Denn so schlecht ist die ewige Suche auch nicht. So lange man während der Suche immer wieder etwas findet, was stimmt, ist man wahrscheinlich nicht auf dem Holzweg. Verzweifeln Sie also nicht, wenn Sie trotz des erfolgreichen Studienabschlusses immer noch nicht ganz sicher sind, ob der Weg für Sie gut ist. Suchen Sie einfach weiter. Das Leben besteht aus Umwegen. Viele davon haben Ihren Sinn. Natürlich sind auch Abwege dabei, aber meistens erkennt man die erst, nachdem man sie gegangen ist. Ganz sicher nicht abwegig ist es jedenfalls, wenn Sie den heutigen Abend noch angemessen geniessen, ohne zu sehr an morgen zu denken und an all die verschlungenen Wege, die noch vor Ihnen liegen.